



CORY TAYLOR

List

Mr. Booker  
und ich

Roman

# Die Teezeremonie

Ermutigt hatte ihn dazu ganz bestimmt niemand, trotzdem lud sich mein Vater seit Neuestem wieder bei meiner Mutter ein. Er steckte ihr Briefchen in den Postkasten: Er wolle dieses oder jenes Werkzeug abholen oder ein Buch oder irgendein Möbelstück, das angeblich seines war, und meine Mutter solle ihn anrufen, um eine Zeit auszumachen.

»Er ist eben einsam«, sagte meine Mutter.

»Das ist sein Problem«, sagte ich. Ich hasste meinen Vater inzwischen. Ich hasste ihn dafür, wie er meine Mutter behandelte – als wäre sie ein bisschen dumm. Er unterstellte immer noch, dass es ihr mit der Trennung vielleicht nicht ernst war, und das, nachdem er so lange mit allen Mitteln auf seinen Rausschmiss hingearbeitet hatte. Nicht, dass sie viel Kampfgeist gezeigt hätte.

»Wenn er nur jemand anders finden würde«, seufzte sie.

»So blöd muss erst mal eine sein«, sagte ich.

Schließlich ließ sie ihn zum Nachmittagstee kommen. Es war ein Sonntag. Lorraine war auch da. Sie wohnte bei uns, während sie sich darüber klar zu werden versuchte, ob sie ihren Freund Geoff heiraten wollte oder nicht. Lorraine war Englischlehrerin. Fast alle Freundinnen meiner Mutter waren Lehrerinnen, nur waren die meisten jünger als meine Mutter, denn ihre älteren Kolleginnen hatten alle Ehemänner und Familien, und meine Mutter hatte nur mich. Lorraine war erst fünfundzwanzig.

»Tanzen dir die kleinen Scheißer nicht ziemlich auf der Nase rum?«, fragte mein Vater. Wir saßen zusammen auf der Terrasse, und meine Mutter schenkte Tee ein und reichte Milch und Zucker herum.

»Nein«, sagte Lorraine. »Warum sollten sie? Lyrik ist ihr Lieblingsfach.«

Als mein Vater die Ironie einmal kapiert hatte, lachte er, dass wir seine vielen schiefen Zähne bewundern konnten. Er sah nicht sonderlich gut aus seit seinem

Auszug. Er hatte stark zugenommen und sich die Haare zu lang wachsen lassen, und seine Haut war käsigt, weil er so selten an die Luft ging. Ich fragte mich, was er den ganzen Tag machte. Arbeit hatte er meines Wissens keine. Zuletzt hatte er sich als Immobilienmakler versucht, aber nicht sehr erfolgreich. Anderen etwas zu verkaufen interessierte ihn einfach nicht, sagte er. Schon gar nicht Immobilien. Er brüstete sich vor Lorraine damit, nie dem Spießertraum vom Eigenheim hinterhergehechelt zu haben.

»Uns in diese spezielle Sackgasse hineinzumanövrieren habe ich meiner lieben Frau überlassen«, sagte er.

Meine Mutter lächelte schicksals ergeben. Sie hörte sich das nicht zum ersten Mal an. Alles, was er sagte, hatte er schon x-mal zu ihr gesagt oder, wenn sie gerade nicht greifbar war, zu mir. Er belehrte sie gern über Dinge, von denen er glaubte, sie sei zu blind, um sie selbst zu sehen.

»Wir können nicht alle im Motel leben«, sagte ich.

Er ignorierte mich und nippte an seinem Tee. Dann wandte er sich wieder Lorraine zu.

»Wobei ich natürlich auch nie in den Genuss einer höheren Bildung gekommen bin. Dadurch hatte ich es ein klein wenig schwerer als andere, die berühmt-berüchtigte Karriereleiter zu erklimmen.«

Lorraine wusste nicht recht, was sie antworten sollte. Im Zweifel war ihr ohnehin nicht ganz klar, wovon mein Vater redete, nur, dass es weniger ihr galt als meiner Mutter, die sich so weit wie möglich aus dem Gespräch heraushielt. Genau dafür hatte sie Lorraine ja dazugebeten: als Ablenkung, als Puffer.

»Es ist nie zu spät«, sagte Lorraine.

»Wofür?«, fragte mein Vater.

»Um sich fortzubilden.« Lorraine versuchte ihren Ton optimistisch zu halten. »Meine Mutter macht jetzt eine Ausbildung zur Zahntechnikerin.«

»Zur Zahntechnikerin?«, wiederholte mein Vater. »Klingt wie Spannung pur.« Er feixte herausfordernd, weil Lorraine gut aussehend und Amerikanerin war, und das reichte ihm als Grund, sie schwach anzureden, so als stellte ihre ganze Nation einen Affront gegen ihn dar.

»Das habe ich ihr auch gesagt«, sagte Lorraine. »Aber aus irgendeinem Grund hat sie ihr Herz daran gehängt.«

»Vielleicht will sie einfach mal wieder die Zähne irgendwo reinschlagen«, sagte mein Vater und wartete auf unser Gelächter. Als es ausblieb, wandte er sich verdrießlich an meine Mutter und kündigte ihr an, dass er sich aus dem Zimmer, das früher sein

Arbeitszimmer gewesen war und in dem jetzt Lorraine schlief, zwei Stühle wiederholen wolle.

»Ab und an erhalte ich nämlich Besuch in meinem bescheidenen Domizil«, sagte er, »und dann kann ich ihm keinen Platz anbieten.«

»Nimm mit, was immer du möchtest«, sagte meine Mutter.

Er wirkte enttäuscht, als hätte er auf Widerstand oder sogar einen Streit gehofft. Er hatte sich immer darüber beschwert, dass meine Mutter zu schnell nachgab. Sogar mir kam er von Zeit zu Zeit damit, wie sehr er es bedauere, keine Frau mit etwas mehr Rückgrat geheiratet zu haben, die ihm auch mal Kontra gab und ihm eine Dosis von seiner eigenen Medizin verabreichte. Dazu sagte ich jedes Mal nur, manche Menschen wollten eben einfach in Frieden leben.

»Und du bist dir sicher, dass du die Stühle entbehren kannst?«, fragte er sie jetzt.

»Bombensicher«, sagte sie. »Ich helf dir auch beim Einladen.«

Worauf er erklärte, dass er ohne Auto da sei und gehofft habe, jemand könne ihn heimbringen. Meine Mutter sah mich an.

»Da kannst du gleich üben«, sagte sie. Dass ich ohne Führerschein eigentlich gar nicht ans Steuer durfte, störte sie nicht übermäßig, denn wie sollte ich sonst Fahrpraxis bekommen? Trotzdem war es ein Indiz dafür, wie viel Kraft Victor sie kostete. Sie musste sich nichts Zusätzliches suchen, weswegen sie sich Sorgen machen konnte.

Mein Vater wusste nichts mit sich anzufangen ohne meine Mutter. Erst hatte sie sich gewundert, dass er nach der Trennung in einer Stadt blieb, in die er aus freien Stücken nie gezogen wäre. Es sei allein ihre Schuld, warf er ihr vor, weil sie ihn hierher geschleppt habe, als er keine Stelle gehabt hatte, sie dagegen schon. Mir sagte er, für meine Mutter mit ihrer engstirnigen Kleinstadtmentalität sei dies genau der richtige Ort, aber er fühle sich hier wie in einem Gefängnis.

»Dann geh doch«, sagte ich. »Niemand hält dich.«

Er könne nicht von hier weggehen, sagte er, denn erstens wisse er nicht, wohin, und zweitens hätten meine Mutter und er noch ein paar Rechnungen offen und er würde den Teufel tun und das Feld räumen, ohne diverse Dinge klargestellt zu haben.

Ich sagte ihm, dass das meiner Meinung nach reine Zeitverschwendung war. »Wenn ich deine Meinung hören möchte, frage ich dich danach«, gab er zurück.

»Jetzt hast du endlich deine Chance, warum gehst du dann nicht?«, fragte ich ihn. »Du findest es hier doch so grauenvoll. Das hast du uns doch Tag und Nacht erzählt.«

»Ich bin milder geworden«, sagte er.

Ich fuhr auf den Parkplatz hinter seinem Motel. Der Jaguar stand an seinem üblichen Platz. Er sagte, das Getriebe mache neuerdings Zicken und er habe kein Geld, um es richten zu lassen.

»Ich überlege, ob ich deine Mutter um ein Almosen bitte«, sagte er, »aber da werde ich mich ja vermutlich hinter deinem Bruder und dir anstellen müssen.«

Ich antwortete nichts. Ich parkte das Auto, stieg aus und half ihm, die Stühle in sein Zimmer im zweiten Stock zu tragen. Es lag am Ende eines langen, nach Schimmel stinkenden Flurs. Die Mehrzahl der Zimmer in dem Motel wurde von Leuten wie meinem Vater bewohnt, die monatlich Miete zahlten und so lange bleiben durften, wie sie wollten. Es erinnerte mich an das Hostel, in dem mein Bruder in seiner ersten Zeit in Sydney gewohnt hatte. Es hatte die gleichen dünnwandigen Türen und schmalen Räume, wobei das Zimmer meines Vaters ein Eckzimmer war und deshalb mehr kostete. Darauf war er stolz, weil es ihm Status verlieh.

Er schloss die Tür auf und hielt sie für mich offen, während ich die Stühle ins Zimmer bugsierte.

»Wo willst du sie hinhaben?«, fragte ich.

»Beim Fenster«, sagte er.

Er räumte einen Fleck am Boden frei, indem er die Post einer ganzen Woche mit dem Fuß wegstieß.

»Ich habe der Putzfrau verboten, meine Papiere anzurühren«, sagte er.

Ich schaute auf das ungemachte Bett und den Haufen Schmutzwäsche auf dem Boden hinter der Tür.

»Oder sonst irgendetwas«, sagte ich.

»Haha«, sagte mein Vater. »Sehr witzig.«

Ob ich noch ein bisschen bleiben könne, fragte er, er habe da nämlich etwas, das er mir zeigen wolle, aber ich sagte, nein, ausgeschlossen, ich hätte noch Sachen zu erledigen.

»Was zum Beispiel?«, fragte er.

Ich sagte, dass ich ein Vorstellungsgespräch im Kino hätte, für einen Job während der Weihnachtsferien.

»Leg ein gutes Wort für mich ein«, sagte er.

Ich war mir nicht sicher, ob er es als Witz meinte.

»Ich glaube nicht, dass sie Leute in deinem Alter nehmen«, sagte ich.

»Wie alt muss man denn sein?«

»Sechzehn«, sagte ich.

»Ich könnte mich ja rasieren«, sagte er.

Er begleitete mich zurück zum Parkplatz, und bevor ich ins Auto stieg, umarmte er mich und tätschelte mir den Rücken, als ob ich ein Kind wäre oder ein gutmütiger Hund. Er roch vertraut, nach Schweiß und seinen ungewaschenen Sachen.

»Bis denne, Antenne«, sagte er, worauf ich fast zu heulen anfing, weil er es so voller Erwartung sagte und noch stehen blieb und mir nachwinkte, als ich rückwärts aus der Parklücke stieß und davonfuhr.

Als ich meiner Mutter von dem Gespräch berichtete, lachte sie auf die Weise, auf die sie immer lachte, wenn wir von meinem Vater redeten, so als wäre Lachen etwas, das ihr wehtat.

»Er wird mich nicht aus seinen Fängen lassen«, sagte sie. »Bis ans Ende seiner Tage nicht. Er wird das zu seinem Lebensinhalt machen.«

»Und wenn einfach *wir* von hier wegziehen?«, fragte ich hoffnungsvoll.

»Er würde uns folgen«, sagte sie. »Egal wo wir hingehen.«

Sie wusste, wovon sie sprach. Sie hatte meinen Vater zu verlassen versucht, als Eddie und ich klein waren, aber er war uns nachgefahren und hatte sie bestürmt, es sich anders zu überlegen, und weil er sehr überzeugend sein konnte, wenn er wollte, war sie wieder zu ihm zurückgezogen. Das war mehr als einmal so gegangen. Es war etwas, worauf meine Mutter mit Scham zurückblickte, als wäre mein Vater eine Sucht, von der sie nicht loskam.

»Wenn ich an all die Jahre denke, die ich mit Unglücklichsein vergeudet habe«, sagte sie, »könnte ich auf der Stelle losweinen.«

»Du bist einfach zu nett«, sagte ich.

»Mit Nettigkeit hat das nichts zu tun«, sagte sie. »Ich bin eine Idiotin.«

Am häufigsten ging es bei seinem Lamentieren um Geld. Er konnte sich nicht damit abfinden, dass meine Mutter mehr hatte als er, weil ihre Eltern früh gestorben waren und ihr etwas vererbt hatten.

»Leute wie du«, hielt er ihr vor, »bekommen alles auf dem Silbertablett serviert, während unsereiner sich abrackern muss, um es im Leben zu etwas zu bringen.«

Zu mir sagte er, ich sei genau wie meine Mutter, verwöhnt, weichlich. Ich wüsste gar nicht, wie gut es mir gehe, sagte er.

»Ich bin mit fünfzehn von daheim weggegangen«, sagte er. »Von dem Tag an war ich vollständig auf mich gestellt.«

»Schön für dich«, sagte ich.

Ich war mir nie ganz sicher, ob er die Wahrheit sagte oder nicht, denn manchmal erzählte er andere Dinge über sich, die so klangen, als könnte er sich nicht genau